

Verdorrende Mieter und freche Handzettel

Autor(en): **Liechti, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **81 (2006)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-107456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

80 Jahre Zeitschrift *wohnen* (Teil 2)

Verdorbenene Mieter und freche Handzettel

Die zweite Hälfte der *wohnen*-Geschichte ist vom Fortschrittsglauben und der Hochkonjunktur der 50er- und 60er-Jahre geprägt – und vom jähen Absturz in den Ölkrise-70ern. Ihr soziales Anliegen hat die Zeitschrift in guten wie in schlechten Zeiten hochgehalten. Und heute? Wir sind bereit für die nächsten achtzig Jahre.

VON RICHARD LIECHTI ■ 1926 als «Schweizerische Zeitschrift für Wohnungswesen» gegründet, vermag sich die Zeitschrift *wohnen* trotz wirtschaftlicher Unbilden als Sprachrohr des gemeinnützigen Wohnungsbaus zu profilieren. Sie zeichnet sich durch sorgfältige Baudokumentationen und fachkundige Autorenbeiträge aus. Daneben versorgt das Blatt ein breites Publikum mit Ratschlägen für alle Wohnfälle. Nach dem Zweiten Weltkrieg blüht die Zeitschrift mit der erstarkenden genossenschaftlichen Bautätigkeit neu auf (vgl. Teil 1 der *wohnen*-Geschichte in Heft 1–2/2006).

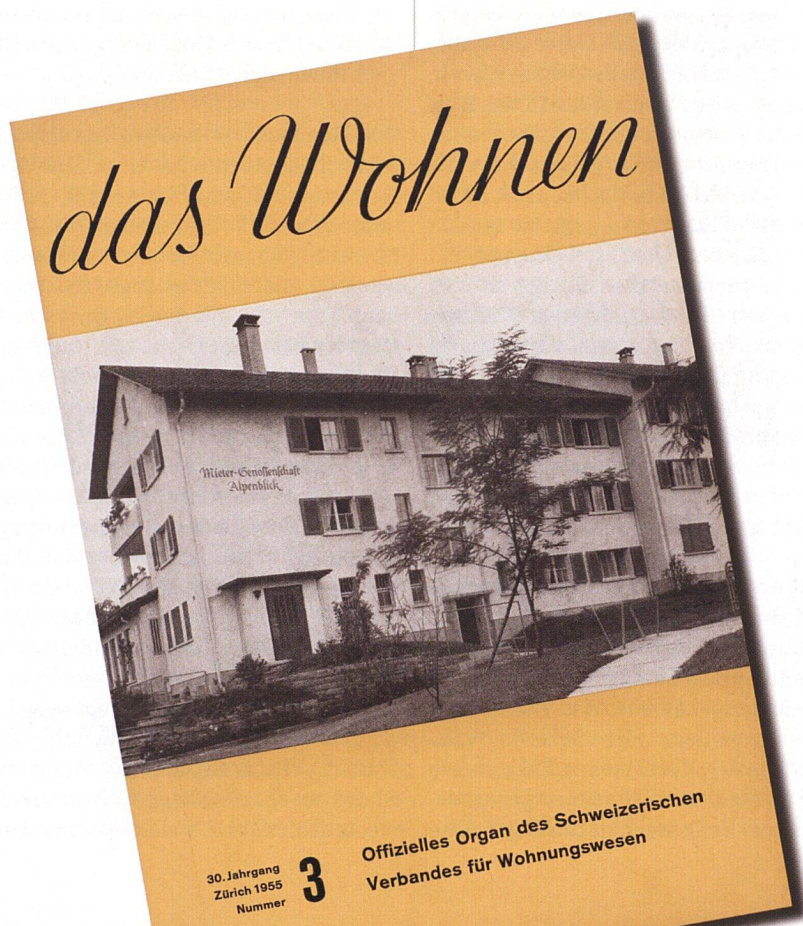
VERFEMTE GENOSSENSCHAFTEN. In den 50er-Jahren bauen die Genossenschaften so emsig, dass die Siedlungen bisweilen nicht mehr einzeln gewürdigt werden können («Neue Winterthurer Kolonien»). Die politische Arbeit gewinnt immer mehr an Bedeutung. Vieles kommt einem bekannt vor: «Noch nie konnte eine derart genossenschaftsfeindliche Tätigkeit festgestellt werden wie in der heutigen Zeit», stellt *wohnen* schon vor über fünfzig Jahren fest. «Unsern Baugenossenschaften werden die Subventionen, die ja ausschließlich im Interesse der Öffentlichkeit liegen, trotz immer noch herrschender Wohnungsnot laufend gekürzt.» Und tatsächlich lehnt das Volk im Jahr 1950 die Weiterführung der staatlichen Wohnbauförderung ab.

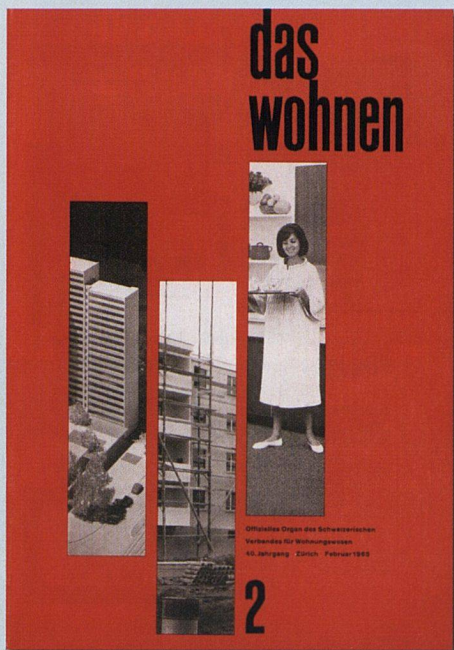
Erfolg findet auch in den Jahren des Wirtschaftswunders Neider. Trotz ihres grossen Beitrags an die Wohnungsversorgung kämpfen die Baugenossenschaften in den 50er-Jahren mit Imageproblemen. «Hatte man sich vor Jahren über diese «blutigen Laien» lustig gemacht, später vor ihnen gewarnt, so macht

man ihnen heute den Vorwurf, sie hätten mit dem übermässigen Komfort die Mieterschaft verdorben», klagt der Redaktor. Die ständigen Angriffe hätten allerdings «auch eine willkommene Entwicklung mächtig gefördert, nämlich den festen Zusammenhalt der Genossenschaften». So füllt die Berichterstattung über die zahlreichen Feierlichkeiten am jährlichen

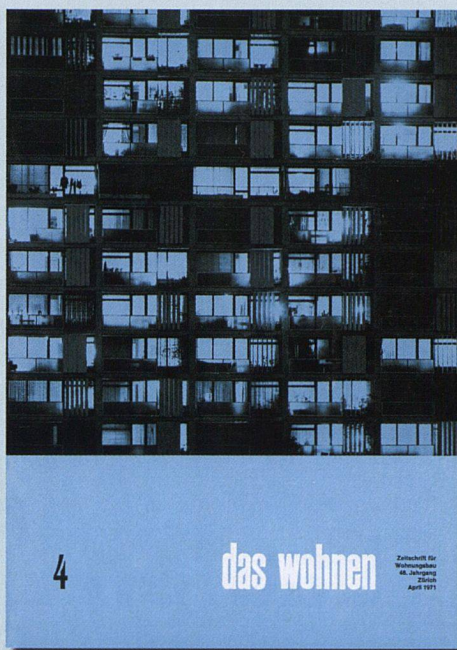
Genossenschaftstag jeweils mehrere Seiten. Dem Patriotismus der Kriegsjahre hat eine pragmatische Haltung Platz gemacht: Man wendet sich 1952 gegen die Pflicht zum Einbau von Luftschutzräumen. Auch blickt *wohnen* wieder über die Grenzen: Der Wiederaufbau in den kriegsversehrten Ländern bringt zukunftsweisende Bautechniken wie die ►

1955

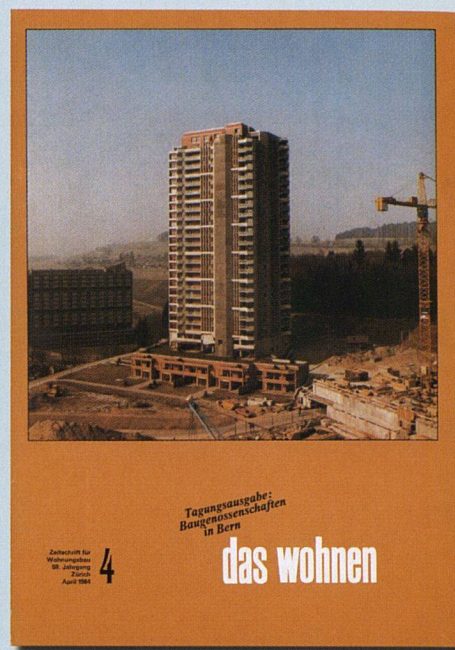




1965



1971



1984

Vorfabrikation hervor, führt den Schweizern aber auch die paradiesische eigene Situation vor Augen.

WOHNEN UND WIRTSCHAFTSWUNDER. Wie im ersten Teil beschrieben, focht *wohnen* stets für das Reihenhaus als ideales Heim für die Arbeiterfamilie. Daran vermag auch der Bau der ersten genossenschaftlichen Hochhäuser in der Schweiz nichts zu ändern. Über die drei Bauten der Wohngenossenschaft Entenweid in Basel berichtet *wohnen* zwar ausführlich – nur: «Niemand wird es im Ernste als erstrebenswert erachten, kinderreiche Familien in Turmhäusern unterzubringen», hält das Blatt fest. Da dachten die Baugenossenschaften wohl fortschrittlicher als ihre Zeitschrift. Als die ASIG 1952 das erste Hochhaus in Zürich plant, ist es Zeit, der Redaktion eine Lektion zu erteilen. Auf fünf Seiten listet ein anonymer Autor – man darf annehmen, dass es sich um ASIG-Präsident Otto Nauer handelt – die Vorzüge des Projekts auf, das nicht nur kostbares Bauland spart, sondern auch mit Wohnungen aufwartet, die modernste Grundrisse und Einrichtungen besitzen. Er schliesst mit den maliziösen Worten: «Vielleicht sind nun auch Sie, geehrter Herr Redaktor, unserem neuesten Bauprojekt gegenüber etwas weniger skeptisch.»

In der zweiten Hälfte der 50er-Jahre wendet sich *wohnen* wieder vermehrt den Mietern zu. Man will «dem Umstand Rechnung tragen, dass die überwiegende Zahl der Genossenschaftler lieber etwas über das Wohnen als über das Bauen liest». Die «Seite der Frau» nimmt sich solch bedeutsamer Themen wie der «Erziehung unserer Kinder zu genossenschaftlichem Denken» an. Unseligerweise

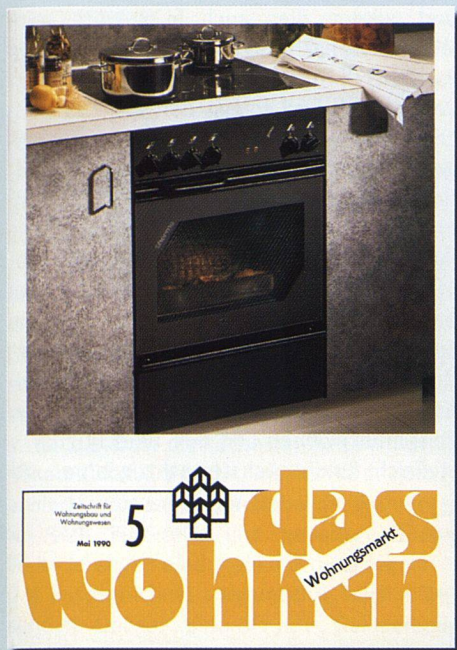
entdeckt *wohnen* auch eine lukrative Form der Berichterstattung: In reich bebilderten Reportagen erfährt die Leserschaft nun «Wissenswertes vom neuen Rapid-Rasenmäher» oder erhält Antwort auf die Frage «Sollen in Wohnsiedlungen bestimmte Waschmittel empfohlen werden?» (ja, Maga zum Vorwaschen, Floris zum Kochen). Auch die Baureportagen kommen mit vielen grossen, natürlich noch schwarzweissen Fotos daher, sodass *wohnen* bisweilen den Publikums- und Frauenzeitschriften jener Zeit gleicht, dem «Gelben Heftli» oder «Meyer's Modeblatt». Immerhin verzichtet man auf Schnittmuster.

EINE KOLUMNISTIN NAMENS BARBARA. Schon Mitte der 50er-Jahre besitzt *wohnen* eine Kolumnistin. Ausgabe für Ausgabe berichtet «Barbara» aus ihrem Leben als Hausfrau und Mutter, Siedlungsbewohnerin und Genossenschaftlerin. Der Unterhaltungswert ist beträchtlich, scheut sich die schreibgewandte Dame doch nicht davor, Privates und Intimes einzuflechten. Natürlich besitzen die mit träfen berndeutschen Ausdrücken gewürzten Texte meist eine Moral. So warnt Barbara vor raschen «Frauenfreundschaften mit Nachbarinnen», packt aber auch heisse Eisen wie die Aufklärung der Kinder an («keine Aufgabe, um die wir uns nicht drücken sollten»). Die Stellung der Frau ist immer wieder ein Thema, wobei die Ansprüche an die Männerwelt anfangs nicht hoch sind. In «Wenn die Hausfrau krank ist» fordert die Verfasserin, der Gatte sollte zumindest in der Lage sein, «ein anständiges Süppeli» zu kochen. Mit dem endlosen Warten auf das Stimm- und Wahlrecht der Frauen werden allerdings auch Barbaras Kommentare bissiger. Ein Vierteljahrhundert lang

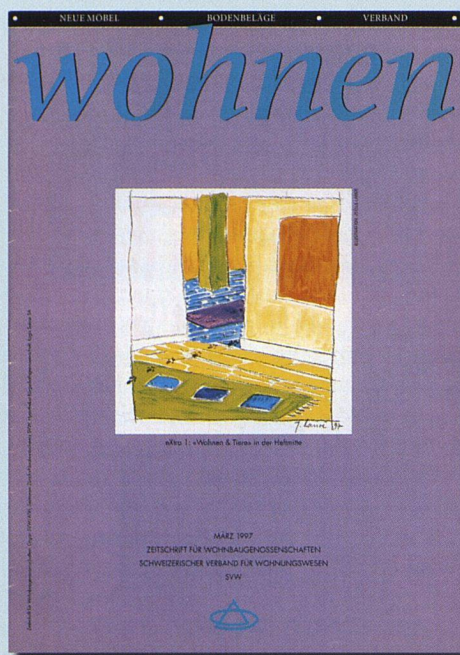
bleibt sie *wohnen* treu, erst beim Abschied erfährt die Leserschaft, dass eine Doktorin der Philologie und Gattin eines Berner Oberrichters hinter den Beiträgen steht.

So muffig uns manche der im *wohnen* der 50er-Jahre geäusserten Meinungen heute vorkommen, so sehr beeindruckt die firmen Haltung in sozialen Fragen. Immer wieder fordert man Wohnungen hoher Qualität für die Arbeiterschaft ein, denn es dürfe nicht angehen, dass diese «Mieter zweiter Klasse» seien. Für Lebensstile, die von der engen Norm abweichen, bittet man um Toleranz, und regelmässig erinnert man die Vorstandsmitglieder daran, dass ihnen keine besonderen Vergünstigungen zustehen. Als 1956 nach dem Volksaufstand in Ungarn Flüchtlinge ins Land strömen, stellen viele Genossenschaften spontan Wohnungen zur Verfügung. (Wobei, so ein Genossenschaftspräsident in einer Leserzuschrift, «dem jungen Ungarnfraueli» für die ersten Monate eine tüchtige Schweizer Hausfrau zur Seite zu stellen sei.) Dem Fortschritt ist *wohnen* nun wohlgesinnter: Man plädiert für die Einführung neuer Technik wie der vollautomatischen Waschmaschine oder begrüsst das Fernsehen als «Errungenschaft unserer Zeit».

HOCHKONJUNKTUR MIT SCHATTENSEITEN. In den 60er-Jahren ändert sich in *wohnen* vor allem eines: die vorgestellten Bauten. Wie Pilze schiessen die Grosssiedlungen nun aus dem Boden, zunächst an den Stadträndern, rasch auch in den Vororten und Dörfern. Mit Ausnahme der Stadt Basel, wo Bauland schon früh Mangelware ist, hat die rege Bautätigkeit alle Ballungsräume erfasst. Die Konjunktur brummt, Einwanderer strömen ins Land – kein



1990



1997



2000

Wunder, dass beim Wohnungsbau nun Masse zählt. Die architektonische Form ist in diesen Zeiten «der Kostenfrage völlig untergeordnet». Wichtig hingegen ist der Standard der Wohnungen, und der darf sich im Tscharnergut oder in Hirzenbach sehen lassen. Das Gleiche gilt für die Aussenräume: Zahlreiche Beiträge zeigen nun fröhliche Hochhauskinder auf neu angelegten Spielplätzen, die Notwendigkeit des Kinderspiels ist ein wichtiges und unbestrittenes Thema.

Die überhitzte Konjunktur der 60er-Jahre provoziert allerdings auch kritische Töne: Das Heer der «Gastarbeiter» vermögen die Genossenschaften nicht unterzubringen. Für *wohnen* ist deshalb klar, dass der Staat das Wohnungsproblem der Einwanderer aus dem Süden lösen muss, die oft in desolaten Verhältnissen hausen. Die Wohnungsnot ist immens, die Prioritäten liegen anderswo: «Dem Hilferuf von Wohnungssuchenden nach einem sicheren Unterschlupf stehen die Forderungen nach mehr Strassen, Hotels, Parkplätzen gegenüber. Supermärkte, Bürohäuser und Handelszentren machen sich in den Städten breit. Jeder Quadratmeter Boden gerät in die Fänge der Spekulation.» Wie würde der Verfasser dieser Zeilen wohl über die heutige Schweiz urteilen?

GESELLSCHAFTLICHE VERÄNDERUNGEN. Wer waren die Männer (und es waren ausschliesslich Männer), die für *wohnen* verantwortlich zeichneten? Lange Zeit lagen die redaktionellen Aufgaben in den Händen der jeweiligen Verbandsfunktionäre. Karl Straub, der 1956 nach einem Vierteljahrhundert Redaktorentätigkeit zurücktrat, bekleidete während vieler Jahre gleichzeitig das Amt des Verbandspräsi-

dent. Sein Nachfolger Heinrich Gerteis wirkte bereits seit 1943 als Zentralsekretär des Verbands. Als er 1963 abtritt, übernimmt der neue Zentralsekretär Karl Zürcher auch die Verantwortung für das Verbandsorgan. Im Hintergrund wirkt Adolf Basler, der, ursprünglich als Inseratakquisiteur angestellt, bald auch redaktionelle Aufgaben übernimmt. Erst 1971 findet sein Name Aufnahme ins Impressum. Nochmals 15 Jahre später ernennt man den bescheidenen *wohnen*-Macher zum zeichnenden Redaktor.

In der zweiten Hälfte der 60er-Jahre prägen die Leitartikel von Zentralpräsident Adolf Maurer die Zeitschrift. Maurer, im Hauptamt Zürcher Stadtrat, setzt sich energisch für den gemeinnützigen Wohnungsbau und andere soziale Anliegen ein. Als 1968 die junge Generation aufbegehrt, ist er allerdings ratlos: «Mit gewaltlosen Sitzstreiks oder mit leichtfüssiger Flucht nach durchgeführten Provokationen werden die Ordnungsorgane psychisch und physisch attackiert und müde gemacht. Schmierereien der namenlosen Künstler auf Wänden und Trottoiren genügen bald nicht mehr. Vervielfältigungsapparate laufen auf Hochtouren und speien Unmengen von bewusst frech geschriebenen Handzetteln. Scheiben werden eingeschlagen, Fahrzeuge des öffentlichen Verkehrs behindert und beschädigt; Autos sind leicht brennbar. Mit Pflastersteinen, Nagellatten, geköpften Bierflaschen und ätzenden Flüssigkeiten werden die ihre Pflicht leistenden Diener des Staates bedrängt», so schildert er die Situation auf Zürichs Strassen. Dass hier gesellschaftliche Veränderungen eingefordert werden, vermag auch Maurer nicht zu erkennen («Wer mit diesen Leuten diskutiert, ist bestürzt, dass viele

von ihnen nur höchst verschwommene Vorstellungen besitzen, was sie fordern, was sie verbessern möchten»). Fast demonstrativ beginnt in der nächsten Ausgabe eine Reihe über das Wohnen im Alter.

WOHER DAS GELD? In den 70er-Jahren verschwinden die Tapeten- und Waschmittel-Beiträge aus der Zeitschrift, die sich nun vermehrt an ihr Kernpublikum wendet. Ein wichtiges Thema ist die aufkeimende Ausländerfeindlichkeit, die «gefährliche, halbfaschistische Saat des James Schwarzenbach, für den die Einwanderer die Sündenböcke für Wohnungs- und Mietzinsnot sind», wie es Adolf Maurer formuliert. Das Verbandsleben nimmt breiten Raum ein, auch die Wohnungspolitik, wie etwa der – verlorene – Kampf für ein verfassungsmässiges «Recht auf Wohnung». Die Ölkrise und der jähe wirtschaftliche Einbruch treffen auch die Baugenossenschaften. Es herrscht Inflation, günstiges Bauland ist rar, die Finanzierung teuer. Bald stehen 60 000 Wohnungen leer, und doch fehlt es an günstigem Wohnraum. Fortschritt ist Mitte der 70er-Jahre plötzlich suspekt. «Der grosse Feind unserer Städte – das Auto», heisst ein *wohnen*-Titel. Neue Themen tauchen auf: Energiesparen, Wärmedämmung, Umweltschutz. In den 80er-Jahren sind Geschäftsführer Fritz Nigg und Verbandspräsident Otto Nauer die Meinungsmacher in *wohnen*. Fritz Nigg, der gemeinsam mit Adolf Basler die redaktionelle Verantwortung trägt, wird sich in den folgenden 25 Jahren in praktisch jeder Ausgabe zu Wort melden. «Der ungeliebte Wohnungsbau», «Woher das Geld?», «Mut zur Erneuerung», «Der arme Mieter als <Subjekt>» oder «Für faire Entschädigungen» heissen einige ▶

vielsagende Beitragstitel. Er baut nicht nur den Verband kontinuierlich aus, sondern auch dessen Zeitschrift. Dies ist umso beachtlicher, als die Baugenossenschaften in den Jahren der Immobilienspekulation kaum noch neue Siedlungen erstellen. Die Erneuerung des Bestehenden rückt nun in den Vordergrund. Die Beiträge in *wohnen* richten sich vermehrt an die Entscheidungsträger und die Verwalter in den Genossenschaften, erklären ihnen das neue Gesetz über die Wohnbauförderung oder liefern wichtiges Grundlagenmaterial über die Mietkosten.

MODERNES FACHMAGAZIN. In den 90er-Jahren stellt die Zeitschrift *wohnen* die Weichen neu: Eine Generation Redaktoren (und bald auch Redaktorinnen) übernimmt das Zepter, die sich ausschliesslich der Zeitschrift widmet und keine weiteren Verbandsfunktionen bekleidet. *Wohnen* erhält ein modernes Magazinlayout, eine stärkere Unterteilung in Rubriken fördert die Orientierung. Auch der Autorenkreis verändert sich. Stammten die Beiträge bis anhin von Verbands- und Genossenschaftsvertretern, aus Politik, Verwaltung

und Bauwirtschaft, berichten nun die Redaktoren selbst oder freie, neutrale Journalisten. Interviews, Round-Table-Gespräche und Porträts sorgen, zusammen mit einer lockeren Aufmachung und vielen Bildern, für Abwechslung.

1995 führt man eine dreimal jährlich erscheinende Mieter-Beilage ein. *Wohnen extra* bringt den Siedlungsbewohnern die Besonderheiten des genossenschaftlichen Wohnens näher. Eine ganze Reihe von Genossenschaften abonniert das neue Produkt, sodass die Auflage markant gesteigert werden kann. Dank einer professionelleren Akquisition findet *wohnen* gleichzeitig zu einer stärkeren Stellung auf dem Inseratemarkt, sodass die Zeitschrift laufend ausgebaut werden kann. Der Umfang von *wohnen* widerspiegelt denn auch bis heute die Marktmacht der Genossenschaften, die derzeit wieder grosse Summen vor allem in Erneuerungen investieren.

BEWÄHRTES REZEPT. Die hier erzählten Episoden aus achtzig Jahren *wohnen* haben viel Kurioses und Amüsantes zutage gebracht. Die Grundsätze sind dagegen bis heute gültig –

und werden dies auch in Zukunft sein. *Wohnen* ist nach wie vor Verbandsorgan und Fachzeitschrift. Die Beiträge sind allgemeinverständlich und tragen den unterschiedlichen Strukturen der gemeinnützigen Bauträger Rechnung. Die Zeitschrift will das Informationsorgan der Baugenossenschaften sein, aber auch ihr Aushängeschild. Dies bedeutet, dass die Leistungen der Gemeinnützigen gebührend dokumentiert werden, seien es nun beispielhafte Neubauten oder vorbildliche soziale Einrichtungen. Ebendiese Konzentration auf die Interessen einer ganz spezifischen Leserschaft ist das Erfolgsrezept der Zeitschrift *wohnen* und ihre Berechtigung – vielleicht für die nächsten achtzig Jahre. ☺

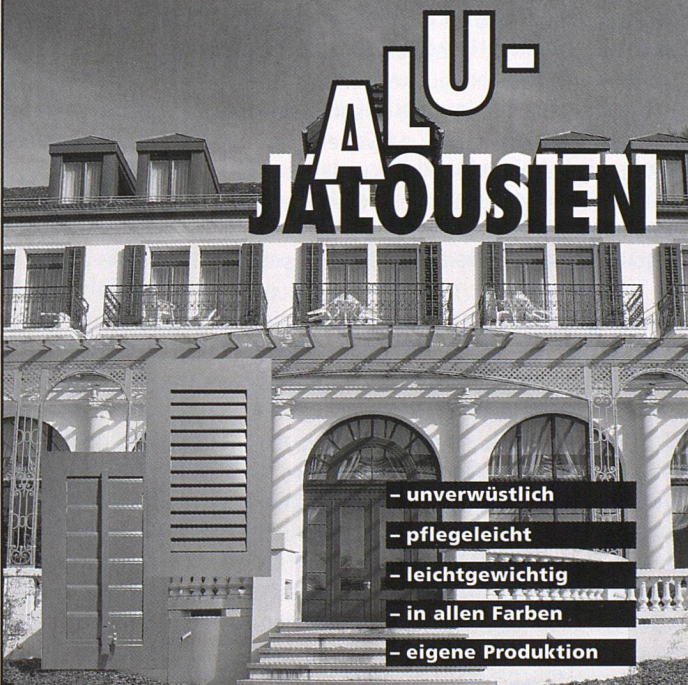
Anzeigen

WYSS MIRELLA
Zuverlässigkeit
für Jahrzehnte!




Gebr. Wyss AG
Waschmaschinenfabrik
6233 Büren Telefon 041 933 00 74

ALU-JALOUSIEN



- unverwüstlich
- pflegeleicht
- leichtgewichtig
- in allen Farben
- eigene Produktion

Fenster
Jalousien



GAWO Gasser AG CH-6110 Wolhusen
Telefon 041 492 60 90
Telefax 041 492 60 91
info@gawo.ch
www.gawo.ch

60 Jahre Leistung + Qualität